

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Übersendung.

Klemens

Adresse: Саратовъ, католич. семинарія, I. Крушинскому. oder: Саратовъ, типо-лит. Г. X. Шельгорнъ и К^о, д. Тилло, противъ театра.

Inhalt. Die siebenfache Hauptunglücksquelle der Menschen für Zeit und Ewigkeit — Lumen in coelo. Wie sich der Bauer im Süden zu Grunde richtet. — Stephan Heindel. Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Allerlei. — Anfündigungen.

Bestellungen auf den „Klemens“ werden fortwährend angenommen.

Die siebenfache Hauptunglücksquelle der Menschen für Zeit und Ewigkeit.

Von einem Landpfarrer.

(Fortsetzung.)

Zeitlich und ewig glücklich werden also nur jene Menschen, jene Familien, jene Gemeinden, jene Völker, die zusammen in Liebe und Treue sich an Gott, den Herrn anschließen, die wahre Gottesliebe besitzen; denn aus der wahren Gottesliebe entspringen alle christlichen Tugenden, die uns befähigen, im beharrlichen Willen und Streben zu thun, was Gott wohlgefällig ist. Die Tugend allein ist es, die den Menschen zeitlich und ewig wahrhaft glücklich macht; denn Gott läßt seine getreuen Diener und Dienerinnen nicht mitten in den irdischen Mühen, Kämpfen und Drangsalen ohne Trost und Freude dahinschmachten; er läßt sie nicht in Trübsal, Kummer und Not ihre Lebenstage vertrauern. Gott begnügt sich nicht damit, den Tugendhaften erst im Himmel den „überaus großen Lohn“ zu geben, sondern in diesem Leben schon überhäuft er sie mit Vorzügen und Gnaden, welche er den Lasterhaften verweigert. Während die Tugendhaften bei allen Plagen und Mühseligkeiten sich überaus glücklich fühlen, sind die Gottlosen bei allem irdischen Glücke doch überaus unglücklich. Mögen die Gottlosen dahinleben in ihrem Freudentaumel, mögen sie genießen alle Wohlüste und sinnliche Freuden des Lebens, mögen sie huldigen den Götzen der Ehre und des Reichthums, mögen sie, eingewiegt in den Schlummer eines falschen Friedens, immerdar rufen: „Friede, Friede! Da doch kein Friede ist.“ (Jer. 6, 14.) „Sie sind,“ spricht der Prophet Jesaias 57, 20. 21. „wie ein tobendes Meer, das nicht still sein kann, dessen Wellen Unflath auswerfen, der zertreten wird. Die Gottlosen haben keinen Frieden, spricht Gott der Herr.“ Die Tugendhaften dagegen besitzen einen Schatz, den die Gottlosen nie besitzen werden, nie besitzen können, nämlich den innerlichen Frieden oder den unschätzbaren Trost eines guten Gewissens. Möge auch der Gerechte, gleich dem armen Lazarus mit Wunden und Geschwüren bedeckt, von aller menschlichen Hilfe verlassen vor der Thüre des Reichthums liegen und hungernd um die Brotsamen flehen, die von dem Tische des Reichthums fallen; möge er, wie einstens der ägyptische Joseph, verleumdet und vergessen, im finstern Kerker dahinschmachten; möge er mit Verzichtleistung auf alle Bequemlichkeiten und sinnliche Freuden der Welt in harter Arbeit, in Not und Bedrängnis seine Jahre verleben: bei alldem ist er dennoch glücklich und zufrieden; denn er besitzt einen Talisman, der

ihm alle Leiden versüßt, der ihn in allen Trübsalen aufrecht hält, ja sein Herz mit Trost und Freude erfüllt, und dieser wunderbare Talisman ist der innerliche Friede, der Schatz des guten Gewissens. David sagt: „Großen Frieden haben, die dein Gesetz lieben.“ (Ps. 118, 165.) Und der hl. Paulus sagt: „Der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, beschirme eure Herzen.“ (Phil. 4, 7.) Aber auch eines gewissen zeitlichen Segens macht Gott die Tugendhaften theilhaftig. Wenn der Herr, der die unendliche Liebe selbst ist, der die Vögel der Luft speiset und die Feldblumen kleidet, auch oftmals die Seinigen mit Trübsal, Unglück und Drangsalen heimsucht, wie einstens Hiob, so läßt er es aber nie zu, daß sie für immer in Trübsal, in drückender Not und Armut dahinschmachten. „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden.“ (Matth. 6, 33.) „Ich bin jung gewesen und alt geworden, aber den Gerechten habe ich nicht verlassen gesehen und seinen Samen nicht nach Brot gehen.“ (Ps. 36, 25.) „Die den Herrn fürchten, leiden keinen Mangel.“ (Ps. 33, 10.)

Ein wahres, dauerndes Glück für Zeit und Ewigkeit gibt er also nur mit Gott und durch Gott, nur im beharrlichen Willen und Streben, zu thun, was Gott will — nur der Tugend; Trotzdem aber trennen sich die meisten Menschen von Gott und suchen ihr Glück nur im Erden-schmutz und Erden-schlamm, wollen sich dabei aber dennoch die Aussicht auf den Himmel sichern. Sie leben gemächlich und achtlos dahin und meinen, wenn sie nur am Ende noch die hl. Sakramente empfangen, dann sei alles in Ordnung! Aber das ist ein schrecklich großer Irrthum! Wie der Mensch lebt, so stirbt er; wie er stirbt so bleibt er. „Wenn der Baum fällt, so bleibt er auf dem Orte, wo er gefallen ist, liegen.“ (Eccles. 11, 3.) Die Erde ist der Ort, wo sich der Mensch zum ewigen Glücke oder zum ewigen Unglücke entscheidet. Doch es ruft uns auch Gott in der hl. Schrift zu: „Thu eifrig, was immer deine Hand thun kann; denn in der Unterwelt, dahin du eilest, ist weder Werk, noch Vernunft, noch Weisheit, noch Wissenschaft.“ (Eccles. 9, 10.) Wer daher nicht schon auf Erden sein Glück und seine Freude darin sucht und findet, daß er Gott immer mehr erkennt und liebet und seinen hl. Willen immer genauer erfüllet, der kann auch drüben auf die Vereinigung mit Gott keinen Anspruch machen, der kann auch in der Ewigkeit unmöglich Gott anschauen und lieben. Zeitlich und ewig glücklich werden also nur jene Menschen, die durch den Glauben an die göttlichen Lehren den Weg zum Himmel immer besser kennen lernen und durch fleißigen Ge-

brauch der Gnadenmittel, die ihnen Gott durch seine hl. katholische Kirche bietet, auf diesem Wege als wahre Christen immer wandeln und glücklich vollenden.

Aber wo sind die wahren Christen zu finden? Was man heutzutage Christentum heißt, das ist nur zu oft nichts als ein äußeres Wesen, eine Schale ohne Kern, ein Beten mit den Lippen, ein gedankenloser und gefühlloser äußerer Dienst, ein Kirchen-Christentum, ein äußerliches religiöses Formenwesen, welches sich zumeist nur in der Kirche abspielt. Das Herz aber ist weit von Gott entfernt und statt wahre Gottes- und Nächstenliebe, welche die zwei Hauptgebote sind und worauf alle anderen Gebote ruhen, kennt es nur ungeordnete Selbstliebe, welche die Menschen immer mehr von Gott trennt, sie vor die Füße der aus ihr entspringenden tierischen Leidenschaften in den Staub wirft und so die Quelle alles Unglückes und Elendes der Menschen für Zeit und Ewigkeit wird.

Am Kreuze ist im Blute des Erlösers eine siebenfache Gnadenquelle entsprungen, durch welche unsere Seele von den Sünden gereinigt, geheiligt und für das himmlische Leben gewonnen werden soll. Diese siebenfache Gnadenquelle sind die sieben heiligen Sakramente.

Siebenfach ist aber auch die Quelle, aus der das ganze Unglück und Elend der Menschen für Zeit und Ewigkeit hervorkommt. Und diese siebenfache Unglücksquelle sind die sieben Hauptsünden, aus denen alle anderen Sünden, wie aus eben so vielen Quellen, entspringen. Und wie die sieben hl. Sakramente aus dem liebevollen Herzen des Erlösers zu den Menschen entsprungen sind, so entspringen die sieben Hauptsünden aus der ungeordneten Liebe der Menschen zu sich selbst; denn die ungeordnete Selbstliebe ist nach ihrem näheren Objekte Augenlust, d. i. Geiz, Fleischeslust, d. i. Hoffart. Die Fleischeslust zerfällt wieder, je nachdem der Mensch unordentlichem Genusse der Gaumenlust, der Geschlechtslust oder der Ruhe und Bequemlichkeit frönt, in Unmäßigkeit, Unkeuschheit und Trägheit. Stellen sich der Befriedigung der ungeordneten Selbstliebe eingebildete oder wirkliche Hindernisse in den Weg, so entstehen Neid und Zorn.

Die sieben Hauptsünden oder die siebenfache Hauptunglücksquelle der Menschen für Zeit und Ewigkeit sind also: 1) Hoffart, 2) Geiz, 3) Unkeuschheit, 4) Neid, 5) Unmäßigkeit, 6) Zorn und 7) Trägheit. Daß diese sieben Hauptsünden die Hauptunglücksquellen der Menschen für Zeit und Ewigkeit sind, dies werde ich im folgenden ausführlich zeigen.

LUMEN IN COELO.

(Licht am Himmel.)

Am 19. Februar laufenden Jahres sind es gerade zweiundzwanzig Jahre gewesen, daß unser glorreich regierender hl. Vater, Papst Leo XIII., als verheißenes „Lumen in coello“ — (Himmelslicht) mit der dreifachen Krone auf dem hl. Stuhl Petri in Rom geschmückt wurde. Wie herrlich hat während dieser langen Regierungszeit sein „Lumen in coello“ in der ganzen Welt gegläntzt.

Wie erhaben der hl. Vater durch all seine herrlichen Tugenden gleich einem Himmelslichte glänzt, welche große Thaten er bereits an allen Völkern der weiten Erde im

Sinne des Friedens und der Veröhnung vollbracht hat glaube ich, ist einem jeden Menschen bekannt. Unvergesslich bleiben darum auch dessen Worte: „Gottes Wille geschehe!“ die der hl. Vater nach stattgefundenener Wahl aussprach und in seiner herrlichen Rede darauf hinwies, wie nahe seinem Herzen die Wohlfahrt der ganzen Menschheit liegt, und wie er den hohen heiligen Beruf höher als sein eigenes Leben achte. Die ihm beigelegte Devise hat sich somit wirklich als ein hellleuchtendes Himmelslicht in der schönsten Art bewahrheitet.

Es ist nämlich eine Prophezeiung vorhanden, die in 141 kurzen Aussprüchen die charakteristischen Wahlsprüche der Päpste, angefangen mit Cölestin II. (1143—1144) bis zum letzten vor dem jüngsten Gericht, darstellt. Diese Prophezeiung wurde dem hl. Malachias, Erzbischof von Armagh in Irland, zugeschrieben. Dieser Heilige, geboren 1094 zu Armagh, gestorben 1148 in Clairvaux, besaß wirklich prophetischen Geist, doch ist es ganz gewiß, daß die genannte Weissagung nicht von ihm stammt. Sie wurde zum erstenmal im Jahre 1595 in Wien gedruckt und ist wahrscheinlich 1590 verfaßt. Ihr Verfasser ist unbekannt. Merkwürdig ist aber, daß mehrere von den Päpsten vorhergesagte Wahlsprüche pünktlich zugetroffen haben, z. B. die über Pius IX. und Leo XIII.

Alle diesbezüglichen Prophezeiungen hier anzuführen, beansprucht zu viel Zeit und Raum, und deshalb begnüge ich mich mit nur einigen Auszügen über die noch zu erwartenden hohen Hirten der Kirche, wie solche von Benno Neden ausführlich zusammengestellt sind. — Pius IX. 1846—1878: — „Cruz de cruce“ (Kreuz vom Kreuze.) Die Auslegung ist allgemein die, daß dieser Papst Kreuz (Leiden) vom Kreuze, nämlich dem Hause Savoyen, welches ein Kreuz in seinem Wappen führt, erfahren habe.

Es folgt nun der gegenwärtige hl. Vater, Papst Leo XIII., mit der Devise: „Lumen in coelo“ (Licht am Himmel). Der hl. Vater führt in seinem Wappen einen Kometen, also ein Licht am Himmel, ein schönes Simböld Seiner großen Weisheit, die aus allen Seinen Schriften spricht. Doch abgesehen davon, bewahrheitet sich in dieser schönen Devise der Sinn eines Frieden und Freude bringenden Lichtes. Für den dann folgenden Papst gilt die Devise: „Ignis ardens“ (das brennende Feuer.)

Die Ausleger deuten diese Worte auf einen von besonders feurigem Eifer entbrannten Papst.

Es folgt die Devise: „Religio depopulata“ (die entvölkerte Religion.)

Die Ausleger sagen dem unter dieser Devise erscheinenden Papste eine große Verfolgung durch die weltliche Macht und einen von dieser aufgestellten Gegenpapst voraus.

Die nächsten Devisen heißen: „Fides intrepida“ (der unerschrockene Glaube) und „Pastor angelicus“ (der engelgleiche Hirt.)

Beide erklären sich von selbst. Von dem unter der letzteren Devise erscheinenden Papst setzen die Auslegungen die Herstellung eines dauernden Friedens zwischen Staat und Kirche voraus.

Für den nächsten Papst steht: „Pastor et nauta“ (Hirt und Schiffer.)

Die Auslegungen erwarten von ihm eine große Missionsthätigkeit über das Meer hin.

„Flos florum“ (die Blumen der Blumen.) Dieser Papst wird die Kirche zu der schönsten Blüte führen.

„De medietate lunae“ (von der Halbheit des Mondes.) Man setzt einen großen Kampf des Mohammedanismus und des Christentums voraus.

„De labore solis“ (von der Arbeit der Sonne), oder wie man es auch übersetzt hat: „Von der Sonnenfinsternis.“

Die Auslegungen nehmen die letzte Version an und sagen, daß Christus, welcher der Sonne vergleichbar ist, durch Keßerei und blutige Verfolgung verfinstert werden würde.

„Gloria olivae“ (der Ruhm — die Verherrlichung des Ölbaums.)

Die Auslegungen sagen, daß unter dem Papste, für welchen diese Devise gilt, die beiden Öl bäume der Offenbarung Johannis, — Henoch und Elias — erscheinen werden, um die darniederliegende Kirche zu stärken und zu trösten und den Ruhm Christi wieder herzustellen.

Endlich wird nach dem hl. „Malachias“ auf dem römischen päpstlichen Stuhle Petrus II., der Römer, sitzen, welcher die Schafe unter vielen Bedrängnissen weiden wird; nachdem dieselben überstanden sind, wird die Siebenhügelstadt zerstört werden und der gefürchtete Richter wird sein Volk richten.

Laut dieser Prophezeiung hätten wir also nur noch zehn Päpste zu erwarten, und nach diesen setzt man dann das Ende der Welt und das Weltgericht, von welchem wir demnach nicht mehr weit entfernt wären. Möge bis dahin das Schifflein Petri alle Menschen in einem Schaffstalle wohlbehalten glücklich an das Gestade der Ewigkeit bringen, damit ein jeder, eingedenk dem Ausspruche Christi: „Wer immer mich nun vor den Menschen bekennen wird, den will ich auch vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist,“ (Matth. 10, 32.) gut vorbereitet vor seinem höchsten Richter erscheinen kann.

Unserem geliebten Oberhaupte möge der liebe Gott Kraft und Gesundheit verleihen, damit er zum Heile und Segen unserer hl. Kirche noch lange vorstehen kann, und wir alle rufen ihm mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu seinem 23. Regierungsjahre zu: „Eviva! eviva Leone XIII!“

Emanuel Bader.

Wie sich der Bauer im Süden zu Grunde richtet

Wer von den Klemenslesern hat nicht schon ein Bild gesehen, auf welchem Leute aller Stände abgemalt sind, als: Kaiser, Feldherren, Künstler, Handwerker u. s. w., und zwar geht es stufenweise herunter; hübsch unten steht der Bauer, sprechend: „Und ich muß euch alle versorgen!“ Recht hat er, wenn damit das Brot gemeint ist! Vom Wohlstande des Bauern hängt das Wohl einer Gegend ab, besonders wenn dieselbe auf die Landwirtschaft als Erwerbsquelle angewiesen ist. Das sieht man in diesem Jahre ganz handgreiflich hier im Süden, da die Ernte nicht ganz so ausfiel, wie sonst. Der ganze Handel stockt, und wer von demselben leben muß, seufzt noch mehr als der Bauer. Es ist das aber erst eine Mißernte nach vielen fruchtbaren Jahren. Vorrat könnte der hiesige Bauer noch haben, wenn er nicht so ohne alle Berechnung draufloswirtschaften würde. Allein die Reihe von fetten Jahren hat ihn übermütig gemacht, und er rechnet schon im Winter auf das gute Jahr. Ja, wäre er ein Pharao gewesen und hätte sich den Rat des ägyptischen Joseph zu Herzen genommen und vom Überflusse der fetten Jahre aufbewahrt, so könnte er jetzt getrost in

die Zukunft schauen. Oder möchte er bei guter Zeit ein Eulenspiegel gewesen sein und gedacht haben, daß nach der guten Zeit auch eine schlechte kommen wird — gewiß wäre es ihm jetzt leichter ums Herz.

Fragen wir einmal einen ganz einfachen Bauer, wie es denn gekommen ist, daß die Edelleute, die Tausende Dessjatinen eigenes Land hatten, jetzt bettelarm in der Welt herumlaufen? Seine Antwort ist ganz gewiß diese: „Die haben ein Leben in Saus und Braus geführt, haben ein ganzes Heer von Verwaltern, Lakaien u. s. w. gehalten, sich um die Bewirtschaftung ihrer Güter nicht gekümmert und so eines um das andere unter den Hammer gebracht!“ Gerade so geht der Bauer auch zu Grunde! Wenn ein Bauersmann, dem es halbwegs geht, nicht auf die erste Frage antworten kann, wie viel Pferde und Rindvieh er im Stalle hat, und ob auch jetzt alle gerade gut aufgehoben sind, wenn er vielleicht den Stallgeruch nicht mehr recht vertragen kann und recht selten in denselben hineinkommt; wenn ihm das Nachsehen auf dem Acker und Dreschplatz ein Eckel ist, und er sich lieber in der Stadt und bei Herren aufhält — dem kann man prophezeien, daß er bald „futsch“ wird.

Von dem gewesenen deutschen Reichspostmeister Stephan wird erzählt, daß er einst bei einer Revisionsreise auf einer Poststation ein Telegramm, welches bei seinem Eintritte ankam, abhing; dasselbe lautete: „Stephan ist auf dem Wege zu dir; er steckt die Nase überall hinein; gib acht!“ Lachend befahl derselbe dem Postmeister zu antworten: „Zu spät; die Nase steckt schon drin!“ So soll der Bauer seine Nase überall hineinstecken: in Stall, Scheuer, Boden und Keller. Eine halbwegs Wirtschaft in Ordnung zu leiten, kostet viel Mühe und Arbeit. Gewiß wird dem Bauer die Zeit nicht zu lange werden, vielmehr wird er immer klagen, wo nur die Zeit hin kommt.

Außer dem Fleiße braucht der Bauer auch noch die Tugend der Sparsamkeit, bei guten Zeiten soll er zurücklegen; denn wer spart in der Zeit, der hat in der Not. Es ist bei uns aber gerade umgekehrt: je besser die Ernte, desto größer die Verschwendung. Da sieht man denn bald auf allen Höfen neue Gebäude entstehen, die für einen Bauer ganz unpraktisch sind. Was hier jetzt schon für Wohnhäuser gebaut werden! Die dürften sich sogar in einer Stadt sehen lassen, und wie man dieselben erst inwendig herausputzt! Die Wände tapeziert oder mit Ölmalen gestrichen; auch ein „Saal“ darin. Ist das Haus nun fertig, so kommen auch teure Möbel hinein: Sopha, Sessel, großartige Spiegel, teure Teppiche und Vorhänge. Wenn dann die ganze Herrlichkeit hergerichtet ist, so werden die Thüren fest verschlossen und nur geöffnet, wenn „ausgeputzt“ wird, oder wenn Gäste kommen; dieselben dürfen die Pracht von der Thüre aus bewundern und — da hat die Bäuerin schon wieder abgeschlossen. Ruhen darf sie in diesem „Saal“ auch einmal, und zwar wenn sie im Sarge liegt, der hier aufgestellt wird!

Ein wohlhabender Bauer hat recht, wenn er sagt: „Ich kann mir das erlauben!“ Allein wenn er für diese Herrlichkeit Prozenten zahlt nach Noten, so ist es sehr schlimm für ihn!

Oder ist es vielleicht keine Verschwendung, wenn man in den Dörfern die Kleider nach der Mode macht! Wohl sagt ein Sprichwort: „Kleider machen Leute;“ allein darauf kann man sehr schön mit F. W. Weber antworten:

„Den Vogel kennt man an den Federn,
Nicht allemal am Kleid den Mann;
Oft zeigt der Rock nur, was ein jeder —
Geborgt bekommen kann!“

Und die Mode geht durch! Zwar tragen hier im Süden die Weibskleider noch keine Korsette, wie an der Wolga, aber Ärmel — meiner Treu, die sind so groß, wie ein russischer Spreusack. Wozu solche Narrheiten auf dem Lande; lassen wir das den Städtern; der ist, scheint es, für die Mode auf der Welt, hat er auch einen hungrigen Magen, so hat er doch einen schönen Rock am Leibe, und wenn er den ansieht, so hat er sein ganzes Glend vergessen.

Als weitere Ursachen der Verschwendung möchte ich die Preissteigerungen bezeichnen. Der gelehrte Benjamin Franklin soll einstens vor Beginn einer solchen eine Rede über den Unfug, der dabei getrieben wird, gehalten haben; leider ging es bei derselben trotz Franklins Rede gerade so zu, wie bei allen früheren: die Leute erwarben dabei sehr vieles, dessen sie nicht bedurften, weil es billig zu be-

kommen war. Hier im Süden ist auf einer Versteigerung nichts billig zu bekommen; aber es ist zu bekommen und gewöhnlich auf Kredit. Auf Borg steigern, heißt bei einem manchen so viel, als die Gegenstände umsonst bekommen; weil die Erben vielleicht noch jung sind, oder eine Waifenkasse im Dorfe eingerichtet ist, so ermuntert man sich gegenseitig: „Das braucht man lange nicht zu zahlen, nur noch geboten!“ Ein mancher Bauer kommt dabei zu schönen Pferden oder Federvagen, auf die er schon lange verhasst ist; auf die muß er nun bieten, damit er sie bekommt, und da es seine Bekannten, die vielleicht gerade solche Exemplare sind, merken und ihnen die Pferde oder der Wagen auch in der Nase stecken, so können sich die Erben frenen; es wird jetzt hineingetrieben ins Ungläubliche! Ein anderer Steiger, dem das Fuhrwerk auch gefiel, und welcher Geld in der Tasche und etwas Verstand im Kopfe hat, wird bald das Feld räumen und denken: „Den Kerlen fehlt's im Oberstübchen!“ O nein, mein Lieber, die haben ein bißchen zu viel darin; denn bei einer richtigen Versteigerung kann man sich „Courage“ trinken. Auf diese Art bekommt ein mancher eine Dreschmaschine, einen Selbstbinder, einen Driller u. s. w., und oft sind die Gegenstände schon in der Kumpfkammer, der Herr Bauer zahlt aber immer noch Prozente darauf; wenn es unterdessen nicht schon zum Schlimmsten gekommen ist, und man ihm die ganze Herrlichkeit durch das Gericht versteigert hat, denn: „kaufe mir immer, was du nicht brauchst, so mußt du bald verkaufen, was du brauchst!“

Zu groß ist auch der Aufwand, den man bei Hochzeiten macht. Solch eine Hochzeit kostet ein Heibengeld: 100 Rbl. von jeder Seite reichen kaum; ich wollte sagen: beide Familien, welche die Hochzeit ausrichten, brauchen je 100 Rbl. Oft kommt es vor, daß die Spielleute mehr als 100 Rbl. von einer Hochzeit fortzuschleppen. Und, frage ich, was haben denn solche Hochzeiten für einen Nutzen gestiftet, oder waren sie vielleicht schön? Kann man denn ein Toben und Lärmen, das das Haus erzittern macht, schön nennen? Oder soll vielleicht die Schönheit darin bestehen, daß man dabei eine Unzahl Betrunkenener sieht? Oder soll vielleicht das die Schönheit ausmachen, daß man auf einer solchen Hochzeit das Haus mit schmutzigen Liedern vollschreit? Oder soll das vielleicht schön sein, daß man allerlei Poffen und Dummheiten beibringt, welche oft mit Lebensgefahr der Mitthuenden begleitet sind. Größeren Nutzen würde es sicher bringen, wenn man das verpraßte Geld für eine arme Familie zur Aushilfe verwendet hätte.

Soll ich auch noch sagen, daß die Bauern hier im Süden in Karten um Geld spielen, wie ihre Großeltern um Bohnen! Wenn früher ein Bauer bei einer Hochzeit oder einer andern Gelegenheit 1 oder 2 Rbl. in Karten verspielte, so gab es ein ganzes Gerede im Dorfe. Wenn jetzt jemand im „Bantschot“ 10—20—50 Rbl. verspielt, so ist das gar nichts. Rosen kann das unmöglich bringen; das ist nicht für die Geldtasche eines Bauern. Machen wir einmal die Probe bei so einem „Bantschofer“, um 5 Rbl. zu einem guten Zwecke anzufragen. Der wird dann anfangen zu lamentieren, daß die Zeit zu schlecht sei; er habe gar nicht soviel im Vermögen. Denselben Abend aber geht er heim „Bantschot“ einmal „bo“, das heißt auf den ganzen Einsatz und verliert die 5 Rbl., dabei hört man kein Lamentieren über schlechte Zeiten.

Die schlechten Zeiten richten den Bauer nicht so sehr zu Grunde, als seine eigene Unvorsichtigkeit. Man jammert so sehr um die gute alte Zeit; sein Leben nach damaliger Zeit einzurichten, fällt niemand ein. Würde der Bauer auf die Fortschritte der Landwirtschaft sein Augenmerk richten, dagegen Modethorheiten in Kleidung und Wohnung beiseite lassen; er könnte ein ruhiges und frohliches Leben haben.

Ein Beobachter.

Stephan Heindel.

Eine geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Mach der Hochzeit handelte Stephan nicht mehr lange in Saratow. Er kaufte Waren ein, die auf den Kolonien guten Absatz fanden, und zog nach Brabander. (Kajstaja). Martin ging mit und heiratete in Brabander die

Anna-Maria Drenfler. Ihr einziges Kind, ein Sohn, wurde am 12. Januar 1803 geboren und am 14. d. M. von P. Nowicki auf den Namen Johannes getauft. Stephans Schwiegervater Johannes Meringer starb bald darauf eines plötzlichen Todes. Die Schwiegermutter reichte zum zweitenmal ihre Hand dem reichen Jonas Bersch aus Marienthal, wohin sie auch ihren einzigen Sohn Heinrich mitnahm.

Stephan wandte alle Mühe an, um seinen Handel in Schwung zu bringen, doch alles war vergebens. Der Gewinn wurde tagtäglich geringer und schließlich waren die Bude und die Kasse leer. Stephan kam in große Verlegenheit. Was anfangen? Sich mit Ackerbau beschäftigen? Dazu hatte er weder die notwendigen Haus- und Feldgeräthe, noch die unentbehrlichen Geräthe. Als Knecht sich vermieten? Dazu rechnete er sich zu alt: 47 Jahre trug er ja auf dem Buckel. Er überlegte alles hin und her und konnte keinen rechten Ausweg finden. Endlich glaubte er den Rettungsfaden gefunden zu haben. Rund vor hundert Jahren anno 1799, sprach Stephan eines Morgens zu seiner lieben Katharina: „Wie unsere Familie immer größer wird, so nimmt auch die Not fortwährend zu. Da ist guter Rat teuer. Ich muß da zum äußersten greifen. In Astrachan ist mir ein Armenier noch tausend Rubel schuldig. Dieses Geld muß ich holen, dann können wir uns wieder auf die Beine helfen.“ Der Frau kam das zwar etwas sonderbar vor, weil Stephan nie von dem Gelde ein Wortchen hatte fallen lassen, doch war sie dessen überaus froh. Schnell hatte sie für ihren Mann ein kleines Reisebündel geschnürt, und fort ging dieser an die Wolga, um mit Gelegenheit nach Astrachan (Astrachan) stromabwärts zu segeln.

Das Glück war ihm günstig. Er traf einige Tataren, die ebenfalls nach der ehemaligen Stadt des Chanen Axtar segelten, und da Stephan sich vortrefflich mit ihnen unterhalten konnte, so war er ein angenehmer Reisegefährte. Wenn er bei Erzählung seiner Abenteuer manchmal über die Schnur schlug, so war das ja nach dem Geschmacke der Orientalen.

Ohne Zwischenfall erreichte Stephan Astrachan. Aber wo war der Armenier mit den 1000 Rubel Schulden? Der hatte eben niemals existiert. Stephan hat seiner Frau tüchtig die Augen voll geschmiert. Er hatte mit seiner Reise nach Astrachan ganz andere Gedanken verfolgt. Ohne lange zu zögern, ging er von Astrachan nach Chiwa zurück. Dieses Unternehmen schien zwar etwas gefährlich, doch dem Kühnen steht das Glück bei. Unterwegs überlegte Stephan, wie er bei Nia (seiner „Frau“) und ihrer Mutter sich blank stellen könne. Als Tatar verkleidet, erreichte er ohne Abenteuer seinen früheren Wohnort. Vor der Stadt setzte er sich nieder und überdachte nochmals seine Ausrede bis ins Einzelne, um ja nicht zu straucheln. Dann ging er in die Stadt und schlich sich in seine frühere Wohnung. Nia und Rachel, seine Tochter, waren gerade im Hof beschäftigt und merkten nicht, wie Stephan hinter der Hausthüre verschwand. Als sie darauf beide ins Zimmer traten und Stephan da sitzen sahen, stießen sie einen Schreckensruf aus und eilten davon. Als aber Stephan die Worte Nia, Rachel ihnen zurief, da verwandelte sich die Furcht in Freude. Beide Frauen stürzten zu ihm und konnten vor Aufregung im ersten Augenblicke keine Worte finden. Nach einer Weile sprach Stephan: „Ich habe Hunger. Habt ihr keinen Kaffee bereit?“ — „Ja, gleich.“ Das Lieblingsgetränk wurde aufgetragen, und nun mußte Stephan ausführlich berichten, wo er so lange gewesen sei. „O ihr meine Lieben!“ begann er, „mir ist es sehr schlecht gegangen. Auf der Reise nach Persien mußten wir durch einen großen Wald. Da überfielen uns Räuber und schleppten uns mit sich fort. Die Waren und die Knechte haben sie unter sich verteilt. Mich erkannten sie als den Herrn der Karawane und deshalb wurde ich am strengsten behandelt. Mein Herr hielt mich immer in einer Semljanka eingeschlossen. Nicht ein einziges Mal habe ich in diesen sieben Jahren mein Gefängnis verlassen können. Einmal war mein Herr bei mir, um nachzusehen, ob ich auch fest genug gebunden sei. Als er nun fortging, vergaß er sein Beil. Das war mein Glück. Ich zerschchnitt daran zuerst die Fesseln meiner Hände, dann auch die meiner Füße, schlug die Thür ein und ging durch. Allah hat es gewollt, daß ich wieder bei euch bin, ihm sei Dank dafür!“ — „Allah kerim!“ riefen die Frauen, und fanden nicht Worte genug, um ihrer Freude Luft zu machen. Bald darauf trat ein Mann ins

Zimmer. Rachel blieb unverschleiert. Stephan blickte sie an. „Ich weiß, was du meinst, Papa, sagte Rachel, „das ist mein Mann, den Allah zu seinem ersten Liebling gemacht hat.“ — „Nichtig! Wünsche recht viel Glück. Aber wo ist dann die Schwiegermutter?“ — „Die hat Allah bereits zu sich genommen. Schade, daß sie sich nicht über deine Ankunft mit uns freuen kann. Die Waren, die Knechte und die Kamele wollen wir gerne verschmerzen. Dank dem Allah, daß er uns wieder dein Angesicht gezeigt hat!“

Es kam nicht selten vor, daß Karawanen von Räubern überfallen und ausgeplündert wurden, deshalb nahmen die Frauen Stephans Erzählung als bare Münzen an und hegten nicht den geringsten Zweifel, es könnte daran etwas faul sein. Stephan zeigte wieder den größten Eifer in der Geschäftsführung. Der Handel warf wieder gute Zinsen ab. So vergingen vier Jahre. Stephan bekam wieder Heimweh. Er zerbrach sich den Kopf, wie er es anzustellen habe, um nicht mit leerem Beutel fort zu müssen. An einem schönen Frühlingmorgen des Jahres 1804 saßen Stephan, Mia und Rachel im Garten unter einem Maulbeerbaume. Stephan lenkte das Gespräch auf den Handel. „Was meint ihr wohl,“ sprach er ungezwungen, „wir könnten doch unsere Kasse füllen, wenn wir Seidenstoff nach Drenburg bringen würden. Seid ihr damit einverstanden, so reise ich mit einigen Knechten ab?“ — „Wir haben nichts dagegen,“ sagten die Frauen, „Nur nimm dich in acht, daß du nicht wieder ausgeplündert wirst.“ — „Na, das wird nicht mehr geschehen,“ erwiderte Stephan froh, „Erfahrung macht klug.“ Es kostete ihm Mühe, die innere Aufregung über diesen gelungenen Kniff zu verbergen, um sich nicht zu verdächtigen. Zwei Tage darnach verabschiedete sich Stephan und zog mit drei Knechten und mit fünf schwer beladenen Kamelen nach Drenburg. Sobald er hier angekommen war, schickte er die Knechte nach Hause zurück und ließ seiner Frau sagen, er werde da die Waren verkaufen und dann ebenfalls heimkehren. Kaum aber waren die Knechte fort, so mietete er sich russische Fuhrleute und zog nach Brabander. (Kasikstaja). Die Tatarenkleider hatte er mit russischen vertauscht und wurde so in Brabander gleich erkannt. Die Wes Amarie lief schnell zu Stephans Frau und rief ihr zu: „Kätzin, dein Stephan ist da!“ Das war für die arme Frau zuviel. Sie fiel um wie ein Sandack. Im Handumdrehen war beinahe ganz Brabander versammelt. „Der Better Stephan ist da und hat viel Ware mitgebracht, pflanzte es sich fort von Mund zu Mund. Stephan galt wieder allgemein als ein reicher Mann.“

Drei Jahre blieb Stephan in Brabander, dann (im Frühlinge 1807) übersiedelte er nach Seelman. Hier kaufte er sich Haus und Hof von Tobias Fromm. Doch „ungerecht Gut gedeihet nicht,“ das mußte Stephan an sich erfahren. Was er auch nicht angriff, wie er es auch nicht anstellte, nichts wollte gelingen. Stephan Heindel verarmte abermals. Um nicht vor Hunger zu sterben, ging er jeden Tag an die Wolga fischen. Eines Abends kehrte er nicht nach Hause zurück. Seine Frau schickte zuerst die Kinder an die Wolga, um nachzusehen; als die aber unverrichteter Sache nach Hause kamen, trieb die Angst sie selber dorthin. Sie rief aus vollem Halse: „Stephan! Stephan!“ allein keine Antwort. Weinend hin- und hergehend, bemerkte sie, wie da ein Stück vom Ufer frisch abgefallen war. Wie ein Blitzstrahl fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: „Hier hat Stephan gefessen, ist abgerutscht und ertrunken.“ Weinend springt sie ins Dorf und ruft um Hilfe. Ein paar Burschen durchsuchen mit langen Haken die ganze Stelle, doch keine Spur. Die Frau beweint ihren Mann, und die sieben Kinder bejammern ihren ertrunkenen Vater.

Hieronymus.

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

In London herrscht ein unbefreiblicher Jubel. Roberts hat mit 40,000 Mann den Burengeneral Kronje, der nur 3600 seiner tapferen Streiter bei sich hatte, umzingelt und ihn gezwungen, sich zu ergeben. Das ist freilich keine Heldenthat, aber die Engländer betrachten das durch ein starkes Vergrößerungsglas, und da kommt sie ihnen viel glanzvoller vor. Die „Lorbeer“ Roberts haben Buller nicht schlafen lassen, er hatte sich einmal zur Auf-

gabe gesetzt, Ladysmith zu entsetzen und, obwohl noch zweimal zurückgeschlagen, ist es ihm gelungen. Die Buren halten sich jedoch noch in der Umgegend von Ladysmith auf. Die Presse bezeugt den Buren das größte Mitleid. Die Hauptsache wäre aber, wenn Thatfachen, und nicht nur Buchstaben den Buren zu Hilfe kämen.

K o r r e s p o n d e n z.

Hochheim. (Gouv. Taurien.) Beim Herannahen des verflohenen hl. Weihnachtsfestes wurde auf Anregung unseres unermülichen Herrn Pfarrers Johannes Hoffmann, der schon so manches Schöne und Lehrreiche während seiner kaum dreijährigen Amtsthätigkeit in unserer Pfarrei einführte, Vorbereitungen getroffen, in den Kolonien unseres Kirchspiels für die Schulkinder Christbäume zu schmücken, um sie am hl. Abende als Belohnung fürs Lernen mit einer kleinen Gabe zu überraschen. Ich meine, den jungen Sprößlingen kaum ein schöneres Beispiel gegeben werden, welches sie mehr belehren könnte, daß jede verdienstvolle, ja selbst die geringste Arbeit nicht unbelohnt bleibt. Ferner weckt dieses Wohlwollen der Eltern und Lehrer den Kindern gegenüber in denselben das Gefühl der Dankbarkeit und Liebe. Die Kinder sehen eben, wie gut Eltern und Lehrer sind, und daß letztere nur darnach streben, ihren jungen Sprößlingen Wohlergehen und Freude zu bereiten. Ein wahrhaft schöner und nachahmenswerter Brauch! Wie freuen sich nicht die Kinder an diesem Abende, ganz besonders die Kleineren, die mit solchem Eifer ihre ihnen vom Lehrer aufgegebenen Gedichtchen herfagen, daß es ein wahres Vergnügen für die Umstehenden ist, einer solchen Vorstellung beizuwohnen. Gewöhnlich nach dem Abendgottesdienste am hl. Abende findet die Christbescherung am Weihnachtsbäume statt. Sehnsuchtsvoll warten die Kinder auf diesen Abend, und kaum ist der Abendgottesdienst beendigt, so stürmen die Kleinen mit freudestrahlendem Antlitz in das Klassenzimmer, um da die Gaben des Christkindleins, wie sie selbst sagen, entgegenzunehmen. Nachdem sich alle, groß und klein, um den Christbaum gruppiert haben, hält der Pfarrer oder der betreffende Lehrer eine kurze passende Ansprache an Eltern und Kinder, indem er erstere in einer guten wohlgeordneten Kinderzucht unterweist, letztere dagegen ermahnt, ihren Eltern, Lehrern und Oberrn in allem gehorjam zu sein. Hernach macht er den Umstehenden die Bedeutung des Christbaumes begreiflich; erzählt ihnen vieles vom lieben Christkindlein, wobei er ganz besonders die Kinder auf den Gehorjam des göttlichen Kindes Jesus aufmerksam macht. Dann wird ein passendes Lied, wie z. B. „O du fröhliche etc.“ oder „O Tannenbaum etc.“, gesungen; nach dem Absingen eines von beiden Liedern folgt das Herfagen der Gedichte seitens der Kinder. Nun schreitet der Lehrer zur Verteilung der Raschfassen. Es ist rührend zu sehen, wie die Kleineren der Schulkinder nach Empfang ihres Anteils dem Lehrer das kleine Händchen als Zeichen der Dankbarkeit darreichen und die Worte „ich danke“ hervorstammeln. Ja, in mancher Eltern Augen kann man Thränen der Rührung sehen. Schließlich wird noch ein Lied gesungen, und die würdige Feierlichkeit ist zu Ende.

Einen richtigen Begriff von diesem schönen Brauche kann sich nur derjenige machen, der einer solchen rein religiösen Vorstellung beigewohnt hat, und ich möchte deshalb meinen werten Kollegen nur raten, auch bei sich diesen löblichen Brauch einführen zu wollen. Man wird zur Überzeugung gelangen, daß, abgesehen von der großen Freude, die den Kindern hierdurch bereitet wird, ein sehr großer Nutzen sowohl in religiös-sittlicher als auch in bildender Hinsicht dabei erzielt wird. Die Leser des „Klemens“ möchte ich jedoch bitten, bei Einführung dieser Sache den Herren Lehrern behilflich sein zu wollen, damit es nicht so kommt, wie bei uns in Hochheim. Obzwar Hochheim betreffs dieser Sache der Vorrang und das Lob gebührt, den ersten Christbaum des Heidelberger Kirchspiels gehabt zu haben, und Herr Vater Hoffmann sich auch dieses Jahr bereit erklärte, etwas zum Christbaume beitragen zu wollen, so meinten doch einige, als der Schulz bei voller Gemeindeversammlung den Antrag machte, etwas aus der Gemeindefasse zu diesem Zwecke assignieren zu wollen, es wären nutzlose Ausgaben. Auf die Aufforderung, sich hierüber näher zu erklären, antwortete man mit Stillschweigen, und unsere Schulkinder, die alle Hebel ansetzten, um das ihnen Aufgegebene einzuprägen, blieben am

verflorenen Weihnachtsfeste ohne Christbaum und wurden, somit ihrer größten Freude beraubt. Wollen nun hoffen, daß unsere Hochheimer nächstes Jahr anderer Meinung sein werden, und unser Herr Pfarrer Soh. Hoffmann wird gewiß seine ganze Energie draufsetzen, um sie für diesen schönen Brauch wieder zu gewinnen. — Im Januar, 1900. V. Söllner, Lehrer.

Podkolsina. (Gouv. Woronesch.) Die hl. Weihnachtsfeierstage wurden heuer in unserem so weit von jeder katholischen Pfarrei entlegenen Podkolsina über alle Erwartung schön und vollkommen im religiösen Sinne gefeiert; denn schon am 22. Dezember kam unser neuer Herr Pater Joseph Possjpal aus Woronesch zu uns, hielt an selbem Tage noch im Hause des L. Poran eine hl. Messe, wobei bis 20 Personen beichteten und kommunizierten und auch eine franke Person versehen wurde. — Nachdem nun der Herr Pfarrer auch am 23. und 24. hier in Podkolsina die hl. Messe hielt, beichteten noch über 80 Personen und wurden auch während dieser Zeit 9 Kinder getauft. —

In der hl. Christnacht um elf Uhr, nachdem sich alle unsere Leute im Bethause versammelt hatten, begannen die Christnetten mit dem „Te Deum“ am Schlusse, — dies währte bis halb ein Uhr, sodann begann die „Nirtenmesse“, wobei so recht von Herzen und aus recht voller Kehle die so schönen entsprechenden deutschen Weihnachtslieder vom hier gebildeten Chor gesungen wurden. Die Frühmesse wurde gehalten um 9 Uhr, nach welcher das Hochamt gefeiert wurde, während welchem der Hochwürdige Herr eine so recht für uns passende, deutliche Predigt hielt. Am Nachmittag um 3 Uhr wurde Vesper gehalten. — Am hl. Stephanstage nach dem Gottesdienste mußte sich unser geliebter H. Pfarrer Possjpal wieder auf die Reise nach Woronesch begeben. — In seinem Quartier wurde ihm vom hiesigen Sängerkor ein „Recht viele Jahre“ und zuletzt — kurz vorm Abschied das Lied: „Nun, Freunde, müssen wir uns trennen“ aus voller Kehle und so recht von Herzen gesungen. Dann, nachdem er uns noch eine kurze Abschiedsrede gehalten, fuhr er fort, der liebe Gast, um Ausgangs Januar, wie er uns versprach, wieder zu uns kommen.

Kaspar Säger.

Podkolsina,
den 29. Dezember 1899.

Aus Welt und Kirche. a) Inland.

Saratow. Am 19. Februar, dem Jahrestage der Krönung unseres glorreich regierenden Papstes Leo's XIII, wurde in der Kathedralkirche ein feierliches Hochamt celebriert. Abends hatte im Seminar zu Ehren des Hl. Vaters ein Litteraturabend stattgefunden. In der Mitte des großen Saales stand das schöne Porträt Seiner Heiligkeit prachtwoll geschmückt. An einen scharlach roten Vorhang angelehnt, mit natürlichen Blumen geziert, gewährte es einen schönen Anblick und wurde von den Vorübergehenden begrüßt. Der Stellvertreter des Rektors eröffnete die Feier. Darauf folgte der meisterhaft ausgeführte mehrstimmige Gesang: „Tu es Petrus“ (Du bist Petrus). Dann verteidigte ein Alumnus folgende These: „Die auf rechtmäßige Weise erworbene weltliche Herrschaft des Papstes ist zur vollkommen freien geordneten Regierung der Kirche Christi (relativ) notwendig.“ Nun wechselten Gedichte (deutsche und lateinische) und Gesang. Ein Zögling sprach dann noch über die Charakteristik der Gegner des Stellvertreters Christi, worauf abermals die großartige Resonanz des Saales ergreifende Melodien wiedergab. Zum Schlusse hielt der Viceregens eine Ansprache an die Zöglinge, worauf ein aus voller Brust gesungenes „Vivat!“ auf den Hl. Vater folgte und die Feier abschloß. —

Der Pfarrer Graf Schembeck ist nach Mohilew abgereist, um an Ort und Stelle über das Verschwinden des Testaments des Kan. Onoscho Erkundigungen einzuziehen und die Angelegenheit dem Gericht zu übergeben. —

Den 13. Februar fand die allgemeine Versammlung des hiesigen katholischen Wohlthätigkeitsvereins statt. Aus dem Rechenschaftsberichte für das Jahr 1899 ergibt sich, daß die Gesellschaft in allem 3114 Rbl. 30 Kop. Ausgaben hatte, 42 Rbl. 89 Kop. mehr als Einnahme, die aus dem Vorratskapital bestritten

wurden. Die Versammlung hat beschlossen, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die Einnahmsquellen zu vergrößern und hat zu diesem Zwecke ein Komitee aus 10 Personen eingesetzt.

Gskrenki. (Kreis Kamyschin.) Von hier schreibt man dem „Sar. Dn.“ Am 25. Jan. hatte sich der Schmied Petrow stark betrunken und wollte zur Mühle gehen, wo er arbeitete. Unterwegs fiel er aber in den Schnee und blieb liegen. Am nächsten Tage fand man ihn — erfroren. Bei der Beerdigung wurde sein „Andenken durch Schnaps geehrt.“ Schrecklich solcher Tod und solche Sittenverwilderung.

Tambow. Ein Mann wollte von hier auf der Eisenbahn nach Kamyschin fahren, stieg aber aus Versehen in den Zug nach Saratow ein. Beim Fahren bemerkte er sogleich seinen Irrtum und wollte nicht bis zur nächsten Station fahren. Er sprang vom Zuge hinunter, kam aber unter das Rad und wurde zermalmt. Möge dieser traurige Fall einen jeden warnen, vom dahinbrausenden Zuge herabzuspringen, da dies stets mit Lebensgefahr verbunden ist. Nur geschickte Diebe bleiben unverletzt.

Kubersol. (Gouv. Wjatka.) Im Gouvernement Wjatka gibt es Tschermiken, die vom Christentum noch nichts wissen, sondern grobe Heiden sind. Da nun diese Heiden unweit des Dorfes Kubersol heidnische Opfer darbrachten, ging ein russischer Priester zu ihnen, um sie über den unvernünftigen Götzendienst aufzuklären. Dieser kühne Schritt hätte dem Priester aber beinahe das Leben gekostet, so sehr waren die Heiden über diese Störung aufgebracht. Beim Lesen solcher Nachrichten glaubt man sich ins achte Jahrhundert in die Urwälder Sachsens zurückversetzt. Vgl. Bolanden, Karl d. Große, S. 13.

Schuscha. Am 28. Januar standen drei Räuber vor dem hiesigen Kriegsgericht. Die Verhandlungen währten vier Tage. Kulusch und Mohammed — Safar — Dgly wurden zum Tode durch den Strang verurteilt und Maschadi-Abas nach Sibirien in die Bergwerke verschickt. Es ist dies nicht das erste Beispiel solcher Strenge, und doch will das Räubergesindel im Kaukasus nicht all werden.

Lomscha. Wie berichtet wird, sind in der Stadt Lomscha englische Werber angekommen, die junge Männer für den englischen Kriegsdienst anwerben. Drei Mann sollen bereits abgereist sein. Den Freischärlern wird eine Belohnung von 2 Rbl. 50 Kop. täglich versprochen.

Moskau. Die leichteste Art, zu einem neuen Anzug zu kommen, wenn der eigene die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit erreicht hat, haben wir, schreibt man der „Petr. Ztg.“, in Moskau herausgefunden. Man verdingt sich einfach in einer anatomischen Halle als Psalmenleser für die Leichenschau; dann liest man Psalmen in der Totenhalle, bis die Nacht ein gut Stück vorgerückt ist; darnach mußert man die Leichen, sucht sich diejenige mit dem besten Anzug aus, kleidet sich und sie um, und — die Geschichte ist fertig. — Auf diese neue Methode, sich ohne Geldopfer zu kleiden, kam der Bauer Chromow und führte das Stücklein seinerzeit im hiesigen neuen Katharinen-Krankenhaus aus. Der Wächter der anatomischen Halle, dem der Mann seine Dienste angetragen, fand am andern Morgen einen Leichnam, der in den besten Kleidern dagelegen hatte, mit einem schmutzigen, abgeschabten, alten Anzug angethan, den neu angestellten Psalmenleser dagegen mit dem guten Anzug des Toten bekleidet in der Leichenhalle. Der Wächter machte die Anzeige, und dieser Tage stand Chromow vor dem hiesigen Bezirksgericht. — Der Angeklagte, ohne den Vorgang direkt zu gestehen — das schien auch kaum nötig, da die vertauschten Kleider beweiskräftig genug und unumöglich aufs bloße Psalmenlesen zurückzuführen! — erleuchtete die Urteilskraft der Geschworenen durch die fulminante Erklärung, daß — es dem Toten vollständig einerlei sein könne, in was für einem Anzug man ihn beerdige. Schlagend und unwiderleglich, nicht wahr? und die überzeugten Geschworenen fielen ihr — „Nicht-schuldig.“ — So scheint ja ein leichter Erwerb zweig so halb und halb legalisiert zu sein; wenn man keine weitere Gefahr dabei läuft, ist's ja keine besondere Hexerei — nicht einmal Vorkenntnisse sind dazu nötig: ein bißchen Nervenkraft . . . ein paar geopferte Nachstunden, noch dazu mit andächtigen Psalmenlesen eingeleitet — und man geht von dannen funkelnelken gekleidet — — — Kurz aber erbaulich!

Eriwanj. (Kaukasus.) Ein Kosak, der großer Verbrechen angeklagt war, hat vor dem Gerichte ein überraschendes Geständnis abgelegt. Er gestand, G. A. Stöber getödtet zu haben. Wer war Stöber? Er war ein Geologe, d. h. ein solcher Gelehrter, der sich mit den Wissenschaften über die Beschaffenheit der Erde beschäftigt. Im Jahre 1887 war er in Petersburg auf der Versammlung der Geologen. Da wurde beschlossen, zu wissenschaftlichen Zwecken Ausflüge in die Krim, den Kaukasus und Sibirien zu machen. Stöber gehörte zur Truppe, die den Kaukasus besuchten. Hier besaßen die Gelehrten den Berg Ararat, jenen Berg, auf welchem die Arche Noes stehen geblieben ist. Stöber trennte sich von seinen Kameraden und wollte einen Gipfel des Berges erklimmen. Da er lange nicht zurückkam, so wurden seine Begleiter nicht ohne Grund besorgt und gingen an, nach ihm zu suchen. Am dritten Tage fanden sie seinen Leichnam in einer Gruft. Man war bis jetzt der Meinung, Stöber wäre hinabgestürzt und hätte sich totgefallen, der Verbrecher vor dem Gerichte in Eriwanj aber hat nun den richtigen Sachverhalt aufged. d. t. Der Mörder war der Truppe als Schuzmann mitgegeben und benützte diesen Umstand, um Stöber zu ermorden und ihn seines Geldes und der goldenen Uhr zu berauben. Schrecklich!

Charkow. Der schönste Strom des Charkower Gouvernements, der Donez, an dessen Ufern Hunderttausende wohnen, ist, wie die „Char. Sub. Wod.“ schreiben, gegenwärtig vergiftet. Zwischen den Dörfern Chotomlei und Patschenegi wenigstens kommen die Fische in großen Massen um, und der Gestank des Wassers ist so stark, daß sogar das Vieh davon nicht trinken will. Wie es heißt, sind im Dorfe Werchneje Saltowo infolge des Genusses des vergifteten Wassers an die hundert Stück Vieh zu Grunde gegangen. Die Bewohner sind verzweifelt und schreiben diese Erscheinung den Zuckersäuren von Rotermund und Botkin zu, deren Abgüsse das Wasser verunreinigen.

6) Ausland.

Rom. Den 7. Februar, am 22. Jahrestag des Todes des Pius IX. hat in der Sixtinischen Kapelle das übliche Seelenamt stattgefunden. Gegen 10¹/₂ Uhr ließ der Heilige Vater sich aus seinen Privatgemächern in geschlossener Sänfte in den ersten Stock hinuntergetragen, wo er im Paramentenjaale die Pontificalgewänder anlegte, um sich dann in die Sixtinische Kapelle zu begeben und dem vom Kardinal Vincenz Vannutelli celebrierten Amte auf dem Throne beizuwohnen. Der Fürst Colonna fungierte als Thronassistent, die Kardinalö Macchi und Segna als Ehren diakonen. Anwesend waren die in der Kurie residierenden Kardinalö, Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die zur päpstlichen Kapelle gehörenden Prälaten, eine Vertretung des Maltejerordens mit dem Großmeister an der Spitze, das diplomatische Corps, viele Mitglieder des hohen römischen Adels und angehende Fremde. Nach Schluß des Amtes nahm der Papst vom Throne aus die Einsegnung des Katakomben vor und kehrte gegen Mittag in seine Gemächer zurück.

Nordamerika. In New-York haben zwei Vorkommnisse viel von sich reden gemacht. Das eine passierte in Washington, dem Sitz der Regierung, wo ein großes Festessen im „Weißen Haus“ vom Präsidenten gegeben wurde, zu welchem alle Gesandten mit ihren Gemahlinnen, Diplomaten, Regierungsmänner und dergleichen eingeladen waren. Nun sollte aber nach der aufgestellten Ordnung der mexikanischen Gesandte die Gemahlin des österreichischen Gesandten zur Tafel führen. Dieser mexikanische Gesandte aber war seiner Zeit Auditor im Kriegsgericht (und also eigentlich der Staatsanwalt) gewesen, welches gegen Kaiser Maximilian von Mexiko die Todesstrafe aussprach; er hatte den Antrag auf Todesstrafe gestellt und auch durchgesetzt. Kaiser Maximilian aber war bekanntlich der Bruder des Kaisers von Osterreich. Es war nun zweifellos eine unfägliche Taktlosigkeit, um nicht zu sagen Rücksichtslosigkeit, der Gemahlin des Vertreters des österreichischen Kaisers zuzumuten, sich von diesem Herrn, den man als einen der Mörder Maximilians bezeichnen muß, zu Tisch führen zu lassen und neben ihm sitzen zu müssen. Die österreichische Gesandtenfrau hat denn auch kurzen Prozeß gemacht und sich dieser Zumutung geweigert. Das ist etwas kaum je Dagewesenes, aber der charakterfesten Dame — v. Heugelmöller ist ihr Name — gebührt alle Ehre! Zu einem Kriege zwischen Osterreich und Mexiko oder Nordamerika kommt es deswegen

noch lange nicht. — Das zweite Vorkommnis passierte in New-York selbst. Dort hat man bekanntlich vor einigen Jahren ein Denkmal des berüchtigten Dichters Heine aufgestellt, mit dem die Verehrer und Verehrerinnen dieses geistungslofen und verkommensten aller deutschen Dichter in Deutschland jahrelang hausieren gegangen waren, ohne es anbringen zu können. Köln, Düsseldorf, Mainz u. s. w. — sie alle lehnten ganz entschieden die zweifelhafte Ehre ab, dem Denkmal dieses frivolen Spötters, dieses Juden, der aber trotz der protestantischen Taufe nie einen Funken Christentum in sich hatte, der von Paris aus namenlos über die Deutschen höhnte, spottete und geiferte, und dessen Schriften, voll Schmutz, Eiderlichkeit und namenloser Frechheit, heutzutage höchstens noch gewissen sozialdemokratischen und demokratischen Kreisen gefallen, — einen Platz zu gewähren. Und das mit vollem Rechte. So mußte das Heine-Denkmal nach Amerika wandern, und hier hat man ihm in New-York ein Asyl gewährt. Aber damit waren viele Leute nicht einverstanden. Und nun ist kürzlich das Denkmal nachts schwer beschädigt und teilweise zertrümmert worden. In der Öffentlichkeit braucht ein Mann wie Heine überhaupt kein Denkmal; wenn seine Verehrer ihm ein „Heiligtum“ errichten wollen, so können sie das in ihren Häusern thun.

Bombay. Die Summe der Todesfälle in Bombay erreichte am 6. Februar die noch nicht dagewesene Ziffer 408; die höchste bisher an einem Tage erreichte Ziffer war 392. Während die Pest und Pocken wüthen, treten auch andere Krankheiten epidemisch auf. Die Lage der Dinge ist noch dadurch verschlimmert, daß die Bewohner der durch Hungersnot betroffenen Gebiete hierher flüchten.

Wien. Der Wiener Bürgermeister Läger besuchte auf seiner Italienreise natürlich auch die Stadt Rom, wo ihm die große Ehre zu teil wurde, vom Papste empfangen worden zu sein. Seine Audienz bei dem Papst diente der Absicht, dem Heiligen Vater die hohe Verehrung kund zu thun, die Läger wie die Bevölkerung Wiens für Leo XIII. hegen.

Über das Aussehen des Papstes, der sich mit dem Wiener Bürgermeister drei Viertelstunden unterhielt, äußerte sich Läger enthusiastisch. Der Papst scheine ein Fünfundsiebziger, ja sei noch rüstiger als im letzten Jahre, und seine Stimme klinge hell und klar. Geradezu überraschend sei aber die Lebhaftigkeit des Papstes. Seiner Überzeugung nach werde dem Papste noch eine Reihe von Lebensjahren beschieden sein. Besonders habe ihn die geistige Regsamkeit des Papstes verblüfft. Als man zum Beispiel im Laufe des Gesprächs die österreichischen Verhältnisse berührte, habe Leo XIII. die denkbar genaueste Kenntnis der Menschen und Dinge des Kaiserstaates bekundet. Die Unterhaltung mit dem Papst sei durch Vermittelung eines Übersetzers erfolgt, da Läger sich der französischen Sprache nicht bedienen wollte.

Holland. In der Landschaft Valige am Tobasee hatte sich ein Unterthan des Mordes schuldig gemacht. Die Häuptlinge verurteilten ihn deswegen zum „Aufgehessenwerden.“ Der europäische Verwaltungsbeamte befristete selbstverständlich das Urteil nicht und wußte schließlich auch die Häuptlinge davon zu überzeugen, daß nach holländischem Rechtsbegriffe wohl die Todesstrafe, jedoch nicht der Kochtopf in Anwendung gebracht werden dürfe. Der Mann sollte deshalb gehängt werden. Den Vorschriften entsprechend, mußte diese Prozedur am Galgen vorgenommen werden; ein solcher war jedoch nicht vorhanden. Da der Transport von Padang zu zeitraubend und kostspielig war, empfing der Beamte eine Zeichnung, nach welcher denn auch der vorschriftsmäßige Galgen hergestellt wurde. Die Verwandten des Verurteilten interessierten sich sehr für die Hinrichtung und dankten danach dem Beamten herzlich für die Anwendung der neuen Methode. Dann kletterten sie am Galgen empor und betasteten die Leiche, wobei sie ihr lebhaftes Bedauern aussprachen, daß ein so schöner Körper ungeessen der Erde übergeben würde.

A l l e r l e i.

Die Meerschampfeife. Ungarische Blätter berichten: In das bischöfliche Palais in Neutra kam ein schwäbischer Bäuerlein und verlangte, zum Bischof vorgelassen zu werden.

„Was wollen Sie beim Bischof?“ fragte der Sekretär.

„Meine Pfeife!“ antwortete das Bäuerlein.

Der Bischof, der hörte, daß ein Mann eine Pfeife von ihm zu fordern habe, ließ den Bauer rufen.

„Was für eine Pfeife verlangst Du von mir, mein Sohn?“ fragte der Kirchenfürst.

„Die, die mir als mein väterliches Erbteil gebührt,“ antwortete das biedere Bäuerlein, und der Bischof mußte bald einsehen, daß der Bauer recht habe. Als Emerich Bende vor 25 Jahren noch Pfarrer in Futttag war, gestiftete seine Meerschaumpfeife einem Bauer seiner kleinen Gemehnde. Der Pfarrer sagte im Scherz: „Sobald ich Bischof werde, schenke ich Euch die Pfeife.“ Der Bauer hielt an dem Versprechen des Pfarrers fest. Als Bende Domherr war, starb das Bäuerlein, forderte jedoch im Testament seinen Sohn auf, daß er von dem Domherrn, sobald dieser Bischof werde, die Pfeife verlangen solle. Das Futttagere Bäuerlein liest keine Zeitungen und erfuhr deshalb zu seiner freudigen Überraschung erst jetzt, daß der Herr Bende schon längst Bischof sei. Er eilte daher sofort in die Neutraier Residenz, um seine ererbte Pfeife zu verlangen. Der Kirchenfürst erhob sich ohne weiteres, nahm die schöne Meerschaumpfeife und gab sie dem Bauer mit den Worten: „Hier hast Du die Pfeife, die Dir gehört!“

— Schlechte Ausrede. Frau (zu ihrem spät heimkehrenden Mann): „Aber Wilt, jetzt ist's zwölft Uhr . . ., und Du wolltest doch nur ein einziges Glas Bier trinken!“

Mann: „Ja denke Dir, so ein Pech! Der Wirt konnte mir nicht auf einen Rubel herausgeben, und da hab' ich das Geld abtrinken müssen!“

— Sehr richtig. Dame: „Aber trotz all Ihrer Klagen müssen Sie doch zugeben, daß mein Sohn einen offenen Kopf hat!“ — Hauslehrer: „Weber, leider ja; was bei einem Ohr hineingeht, geht bei dem anderen heraus!“

— Vater: „Ich bin ganz und gar gegen diese Frauenversammlungen. Wenn ich nur wüßte, wie ich die heute abend bereiten könnte!“ — Mithras: „Ich tann Dir sagen wie: Laß eine Maus im Saale aus.“

— Bedenkliche Parallele. Richard: „Onkel, du bist ja so mißgestimmt heute?“ — Onkel: „Ja, Kind, ich bin abgesspannt.“ — Richard: „Sonderbar, wenn unser Gaul abgesspannt ist, dann ist er stets lustig.“

Y a k a n t

Lehrer- Kantor- und Schreiberstelle in Simonsfeld.

Adresse: Ст. Ново-Воронцовка, Херсонск. губ., село
СИМОНСФЕЛЬДЪ.

Organisten- und Küsterstelle in Landau ist erledigt.

Kandidaten mögen sich an den Pfarrer wenden.

Adresse: Ст. Чемерлѣвка, Херс. губ., село Ландау,
наст. Вал. Грейнеръ

Verkaufe billig eine vollständige Photographie Unterweisung im Photographieren.

Adresse: Въ с. Балаково, Самарской губ. учителю
Г. И. Штраубъ.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

Fabrik-Magazin

— von —

MELCHIOR-, BRONZE- UND SILBERWAREN

(84. Probe)

der deutschen vereinigten Fabrikanten von Metallwaren:

Aktiengesellschaft „NORBLIN,“ Buch & Werner in Warschau, Berndorfer Fabrik v. Arthur Krupp, Berndorf, Südösterreich, GEBR. BUCH in St. Petersburg.

Saratow, Deutsche Strasse, Haus Kusnezow, Ecke Nikolskaja.

Reiche Auswahl
von geschmackvollen
Geschenken.

Frisch erhalten eine Masse von
NEUIGKEITEN
aus Deutschland, Osterreich, England und Frankreich
VOLLE SERVICE

Volle
Heiratsausstattung
in Silber u. Melchior.

in Silber (84. Probe) und Melchior für Speisetische, Buffette, Restaurants, Klubs, Dampfschiffe etc.

KIRCHENGEGENSTÄNDE:

Kelche, Weinkannen, Altarleuchter etc.

Alle Waren werden zu Fabrikpreisen berechnet. Für Kirchen und Schulen entsprechender Rabatt.

Adresse für Korrespondenz: Саратовъ, С. Данеловичу.